

Mit unserem Kurs haben wir unseren 33. Weihetag begangen, mit gebührendem Abstand Eucharistie gefeiert und uns anschließend – den gelockerten Coronavorschriften entsprechend – zum Essen getroffen. Kein großes Ereignis, aber es war doch schön, die Kollegen wiederzusehen und einige gute Stunden miteinander zu verbringen.

Mit Interesse habe ich gehört, wie unterschiedlich die Mitbrüder und die Menschen an ihren Wohn- und Arbeitsorten mit der Coronakrise umgehen. Je nach Situation und Stimmung gab es sehr unterschiedliche Konzepte und Vorgehensweisen. Ich bin überzeugt, alle haben es in dem jeweiligen Rahmen richtig gemacht.

Die Begegnung mit den Kollegen hat noch einmal deutlich gemacht, was mir in diesen Zeiten von Corona fehlt: der einfache und unbeschwerte Umgang und die Begegnungen mit unterschiedlichen Menschen. Der gebotene Abstand von 1,5 m scheint ja schon in Fleisch und Blut überzugehen. Natürlich war es auch schon vorher nicht schön, wenn einem jemand zu nah auf die Pelle gerückt ist, aber es scheint sich nahezu ins Gegenteil zu verkehren. In der Presse war zu lesen, dass weniger empfindsame Gemüter schon einmal handgreiflich gegenüber Personen werden, die den Abstand nicht einhalten.

Ich glaube, wir müssen aufpassen, dass durch die sehr vernünftigen Distanzregeln uns der andere nicht von vorne herein als Gefahr oder Gegner erscheint. Mit hoher Wahrscheinlichkeit werden unsere Mitmenschen ebenso schutz- und zugleich nahebedürftig sein wie wir selbst.

»Verrückte Zeiten also«, haben wir bei unserem Treffen gedacht. Und wir haben alle nicht damit gerechnet, solche Zeiten zu erleben. Und natürlich haben wir auch darüber geredet, was das für »die Kirche« und unsere Aufgaben als Seelsorger und Priester bedeutet.

Es ist nun nicht so, dass wir damit gerechnet haben, dauernd auf einer Erfolgswelle zu schwimmen. Dazu war die Lage der Kirche bei nüchterner Betrachtung auch im Jahr 1987 nicht angetan. Vielleicht haben die Starstrategen pastoraler Planung und pastoraler Initiativen dies anders gesehen. Aber dass »Kirche« für einen großen Teil der Menschen nicht mehr oder nur noch punktuell relevant war, konnte jeder in seinem Arbeitsbereich spüren. Und dies hat sich im Laufe der Jahre eher verstärkt.

Aber wir könnten jeder auch von ganz persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen berichten, wo uns selbst oder auch anderen der Glaube und das Glauben geholfen haben, das Leben zu gestalten und zu ertragen. Das kann und wird man aber unter den gesellschaftlichen Bedingungen nicht an die große Glocke hängen und es führt auch nicht zu einer unmittelbaren Beteiligung an einem kirchlichen Leben im klassischen, gemeindlichen oder verbandlichen Sinn.

In diesem Jahr könnte ich auch noch ein anderes Jubiläum feiern: 40 Jahre Abitur. Meine Schule, das Clauberg-Gymnasium in Duisburg-Hamborn, ist schon seit einigen Jahren aufgelöst und ich habe, bedingt durch andere Studienorte und die beruflichen Stationen, nur noch wenig Kontakt zu den Mitschüler*innen.

Dafür entsinne ich mich natürlich eher, wie damals meine Entscheidung für das Theologiestudium und den beruflichen Weg gefallen ist und wie überrascht auch einige Lehrer*innen waren, die mich eher auf dem schulischen Schwerpunkt im mathematisch – naturwissenschaftlichen Feld gesehen haben. Grund war nicht »die Kirche«. Grund dafür war die feste Überzeugung, mit und durch den Glauben gerade als Mensch in der moderne mindestens genau so gut – möglicherweise sogar besser leben zu können, als ohne eine Bindung an einen Gott, der als »Du« für Menschen und seine Schöpfung da ist. Dieser Glaube hilft mir tatsächlich auch heute in diesen sehr merkwürdigen Tagen.

Einen guten Sonntag und eine gute Woche wünscht

Ihr / Euer / Dein



Sonntagsbrief
14. Juni 2020
Jürgen Cleve



Mit Glauben allein kann man sehr wenig tun,
aber ohne ihn gar nichts.

Samuel Butler